

## I.1. Der Hypotext: Thomas Bernhard: *Gehen* (1971)

---

Mit Barbi Marković *Ausgehen* (2009) und Gabriel Josipovicis *Moo Pak* (1994) stehen zwei Hypertexte im Mittelpunkt des folgenden Kapitels, die sich auf ganz unterschiedliche Weise auf Thomas Bernhards Erzählung *Gehen* (1971) beziehen. Im Folgenden wird Bernhards Hypotext zunächst einer grundlegenden Analyse unterzogen, um anschließend die Analogien und Differenzen zwischen Vorlage und Transform sowie die sie hervorbringenden Transformationskonzepte herausarbeiten zu können.<sup>1</sup>

*Gehen* erzählt die Geschichte dreier Männer, die sich ein ungewöhnliches Hobby teilen: Sie spazieren miteinander auf festgelegten Wegen, zu festgelegten Orten und philosophieren dabei über festgelegte Themen. Wie so häufig bei Bernhard ist die erste Ebene der Handlung bereits in den ersten Zeilen abgehandelt. *Gehen* setzt bernhardtypisch zum Zeitpunkt einer Normabweichung im sonst monotonen Leben der Figuren ein: »Während ich, bevor Karrer verrückt geworden ist, nur am Mittwoch mit Oehler gegangen bin, gehe ich jetzt, nachdem Karrer verrückt geworden ist, auch am Montag mit Oehler.« (G 7) Grund für diese Normabweichung ist der metadiegetisch berichtete Nervenzusammenbruch Karrers im rustenschacherschen Hosenladen, welcher darauf in die Wiener Nervenheilanstalt Steinhof eingeliefert wird. Der Auslöser für jene Normabweichung wiederum ist der Selbstmord des Chemikers Hollensteiner, der einige Zeit zuvor geschah. Erzählt wird der Großteil des Inhalts von Oehler, der in weiten Teilen Karrer zitiert und dem bernhardtypisch ein anonymer homodiegetischer Erzähler vorgeschaltet ist. Stellenweise wird diese verschachtelte Erzählsituation noch durch den Bericht Oehlers an den Psychiater Scherrer erweitert.<sup>2</sup>

---

1 Die Ausführungen zu *Gehen* und *Ausgehen* in den folgenden Kapiteln basieren in überarbeiteter und ergänzter Form auf einem bereits veröffentlichten Sammelbandbeitrag: Aust, Robin-M.: »Hier ist Aufhängen und In-den-Fluß-springen« – Ritual und Manie, Exzess und Eskapismus, Thomas Bernhard: *Gehen* und Barbi Marković: *Ausgehen*, in: Gansel, Carsten (Hrsg.): *Trauma-Erfahrungen und Störungen des Selbst. Mediale und literarische Konfigurationen lebensweltlicher Krisen*, Berlin 2020, S. 327–348.

2 Der Erzähler, Begleiter Oehlers bei seinen Spaziergängen, ist als solcher zwar homodiegetisch, fungiert – wie in diversen anderen Bernhard-Texten – aber als eine weitestgehend stumme, anonyme Reflektorfigur, die ihre eigenen Ansichten und ihre Biographie nicht weiter ausführt. Die Figur des Psychiaters Scherrer tritt wiederum nur als Projektionsfläche für weitere Reflexionen der

Über die drei im Text verhandelten Schicksale Karrers, Oehlers und Hollensteiners reflektiert Bernhard über die einzige möglichen, ›bernhardtypisch‹ pervertierten Strategien der Vergangenheitsbewältigung:<sup>3</sup> Selbstmord, Isolation durch ›Wahnsinn‹ sowie Ritualisierung des Alltags und Sprachlosigkeit. Alle drei Protagonisten können ihre eigene und die österreichische nationalsozialistische Vergangenheit nicht bewältigen und die wahrgenommene Realität nicht mit der offiziellen Wahrheit in Einklang bringen. Die Gründe für ihre Verstörung werden jedoch nicht ausgesprochen, sondern durch ihr augenscheinliches Verschweigen und einzelne, subtile Signale erst in den Fokus gerückt: Auf der Ebene der *histoire* manifestiert sich dies in der allgemeinen Unfähigkeit der Protagonisten, über Realität und Wahrheiten zu reflektieren und sie in konkreten Begriffen zu erfassen. Auf der Ebene des *discours* wird diese Sprachkrise durch einen starren, von Wiederholungen geprägten Stil und eine hypotaktische Verschachtelung und »a-mimetische«<sup>4</sup> Zerfaserung des Erzählten versprachlicht, durch die die Äußerungen der Figuren ineinander übergehen.

**Paradoxe Heimatliebe und fehlgeschlagene Vergangenheitsbewältigung.** Das Schicksal des genialen Chemikers Hollensteiner ist in der relativen Chronologie des Textes und in der absoluten Abfolge der Ereignisse das erste, zentrale Ereignis (vgl. G 33–43). Der Erzähler fasst dies nach einer polemischen Passage über die Rolle der Wissenschaft in Österreich zusammen: »Das Genie wird im Stich gelassen und zum Selbstmord getrieben.« (G 35) Der geniale Wissenschaftler nimmt sich nach Etatkürzungen das Leben, obwohl er jederzeit andere Forschungsstandorte außerhalb Österreichs hätte aufsuchen können (vgl. G 34).

Was hier über die Figur Hollensteiner angedeutet wird, ist dreierlei. Erstens erschwert die finanzielle Abhängigkeit der Wissenschaft vom Staat und von seiner Bürokratie unabhängige, ›außerordentliche‹ Forschung. Hollensteiner muss zudem erkennen, dass ihm seine Forschung weder Ruhm noch Achtung einbringt. Es sind jedoch nicht die bloßen Lebens- und Forschungsbedingungen, die Hollensteiner in den Selbstmord treiben. Denn zweitens thematisiert dieser Teil der Erzählung eine paradoxe Vaterlandsliebe: Hollensteiner kann Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg nicht einfach für bessere Forschungsbedingungen verlassen. Er ist in ambivalenter Weise an Österreich gebunden, das er als Ort liebt, als Staat jedoch hasst:

Lieber bringen sie sich im eigenen Land um, weil letztenendes die Liebe zu dem eigenen Land oder sagen wir besser, zu der eigenen, zu der österreichischen Landschaft

Figuren in Erscheinung und äußert einzig, dass er die Vorfälle im rustenschacherschen Hosenlanden »ganz grotesk« findet. (G 53)

- 3 Für eine umfassende, diverse formale, inhaltliche und diskursive Aspekte von *Gehen* betrachtende Analyse vgl. u.a. Fischer, Bernhard: *Gehen* von Thomas Bernhard. Eine Studie zum Problem der Moderne, Bonn 1985; Kovács, Edit: Die Bedeutung des Gehens in den Erzählungen von Thomas Bernhard, in: Német filológiai tanulmányok 22 (1994), S. 124–144; Winterstein, Stefan: Reduktionen, Leerstellen, Widersprüche. Eine Relektüre der Erzählung *Gehen* von Thomas Bernhard, in: Thomas-Bernhard-Jahrbuch 2004, S. 31–54.
- 4 Weymann, Ulrike: Eine Frage des Rhythmus und des Klangs? Thomas Bernhards Erzählung *Gehen* als narratologisches Experiment in intermedialer Versuchsanordnung, in: von Hoff, Dagmar/Spies, Bernhard (Hrsg.): Textprofile intermedial, München 2008, S. 201–219, hier S. 205.

größer ist, als die Kräfte, die eigene Wissenschaft in einem andern Land auszuhalten. (G 35f.)

Wie andere Bernhard-Protagonisten befindet sich Hollensteiner somit in einer scheinbar unauflösbarer Dichotomie zwischen Heimatverbundenheit und Österreichhass. Den Figuren bleibt nur eine Möglichkeit, ihre ambivalente Situation zu beenden: »Wenn wir die Schönheit dieses Landes mit der Gemeinheit dieses Staates verrechnen, sagt Oehler, kommen wir auf den Selbstmord.« (G 37) Worauf hier schließlich drittens – wenn auch nur ansatzweise – angespielt wird, ist die Rolle Österreichs im Dritten Reich. Dies ist auch der Grund, warum »ein Mensch wie Hollensteiner« (G 34) dem Angebot nicht folgen konnte, seine Forschung in Deutschland fortzusetzen: Der Text lässt offen, ob Hollensteiner als Angehöriger einer von den Nationalsozialisten verfolgten Gruppe von der Massenvernichtung direkt bedroht war oder aber ›nur‹ an den Gräueln nach dem Anschluss verzweifelte – aber »bevor ein solcher Mensch nach Deutschland geht, bringt er sich um« (G 34).

Auch Karrer und Oehler leiden unter der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs, was der Text expliziter, wenn auch ebenfalls noch chiffriert darlegt. Karrers »Behauptungs- und Unterstellungsexzesse« (G 62) im rustenschacherschen Hosenladen, während der Verkäufer im Hintergrund geradezu absurd endlos viele Hosen etikettiert, geben der Handlung von *Gehen* einerseits ein tragikomisches Moment. Die bizarre Episode ist andererseits ein zentrales Handlungselement: Sie beginnt auf S. 53 und damit genau in der Mitte des Textes und ist durch einen Absatz markiert. Das ritualisierte Durchleuchten des Hosenstoffes und die Diskussion über »tschechoslowakische Ausschußware« und »erstklassigste englische[] Stoffe« (G 56) sind letztlich nur Symptom von Karrers ›Wahnsinn‹, nicht aber dessen Ursache. Denn bevor Karrer und Oehler beim rustenschacherschen Hosenladen eintreffen, führt ihr Weg sie regelmäßig durch die Klosterneuburgerstraße. Auch hier handelt es sich um eine auf den ersten Blick paradoxe Hassliebe:

[D]iese Straße kenne ich von Kindheit an und ich habe alles durchgemacht, was diese Straße durchgemacht hat und es gibt nichts in dieser Straße, das mir nicht vertraut wäre, er, Karrer, kenne jede Regelmäßigkeit und jede Unregelmäßigkeit in dieser Straße und sei es auch eine der häßlichsten, er liebe diese Straße wie keine andere. Wie oft habe er, Karrer, sich gesagt, diese Menschen siehst du täglich und es sind immer die gleichen Menschen, die du siehst und die du kennst, die immer gleichen Kopf- und Gehbewegungen [...]. Diese Hunderte und Tausende von Menschen kennst du, so Karrer zu Oehler, und du kennst sie auch, wenn du sie nicht kennst, weil es im Grunde immer die gleichen Menschen sind [...]. Wie sie gehen und wie sie nicht gehen und wie sie einkaufen und wie sie nicht einkaufen und wie sie sich im Sommer und wie sie sich im Winter verhalten und wie sie geboren werden und wie sie sterben, so Karrer zu Oehler. Du kennst all diese fürchterlichen Verhältnisse. [...] Du brauchst nur in die Klosterneuburgerstraße hinein gehen und die ganze Erbärmlichkeit und Trostlosigkeit des Lebens kommt auf dich zu. Diese Mauern, diese Zimmer, [...] diese vielen, für die Klosterneuburgerstraße charakteristischen Krankheiten, denke er, Karrer, so Oehler, diese Hunde und diese an diese Hunde gefesselten alten Menschen. (G 95f.)

Oberflächlich handelt es sich um die übliche, ins Lächerliche abdriftende Tirade einer Bernhardfigur über ihre Mitmenschen und die Hässlichkeit der von ihnen bewohnten Wiener Bezirke. In Kombination mit einer vorherigen Äußerung Oehlers, die über die Phrase »Hunderte und Tausende von Menschen« (G 82; 95) verknüpft ist, enthält diese Passage jedoch einen weitaus spezifischeren, abgründigeren Gehalt. So spricht Oehler über seine Rückkehr aus Amerika, wohin er kurz nach dem Anschluss Österreichs<sup>5</sup> flüchtete, und die Gründe der für ihn zu diesem Zeitpunkt unausweichlichen Selbstmordabsicht in für diesen Text bald ungewöhnlicher begrifflicher Klarheit:

Immer wieder sei er in die Innere Stadt [...] und an den Innenstadthäustüren stehen geblieben und habe an diesen Innenstadthäustüren einen bestimmten, ihm aus der Kindheit und Jugend vertrauten [...] Namen, gesucht, aber keinen einzigen dieser Namen mehr gefunden. Wohin sind alle diese Menschen, die mit diesen Namen zusammenhängen, die mir vertraut sind und die ich an keiner dieser Türen mehr finden kann, hingekommen? habe er sich gefragt, sagt Oehler. Wochenlang und monatelang habe er sich diese Frage gestellt. [...] Wohin sind alle diese Menschen, Freunde, Verwandte, Feinde, hingekommen? habe er sich gefragt und immer weiter und weiter nach Namen gesucht, auch in der Nacht habe ihm dieses Fragen nach diesen Namen keine Ruhe gelassen. Waren es nicht Hunderte und Tausende Namen? habe er sich gefragt. [...] Wenn ich nur einen einzigen dieser Menschen treffen würde. Wohin? fragte er sich ununterbrochen und warum? [...] Es gibt alle diese Leute nicht mehr, habe er plötzlich gedacht, es hat keinen Sinn, diese Leute zu suchen, weil es sie nicht mehr gibt [...]. (G 82f.)

Beide Passagen zusammen laufen letztlich auf die Schilderung einer Krise der Vergangenheitsbewältigung bei den Protagonisten hinaus:<sup>6</sup>

Wir stellen oft monatelang immer die gleiche Frage, [...] und wenn wir uns diese Frage nicht beantworten haben können, [...] weil uns die Beantwortung gleich welcher Frage nicht möglich ist, [...] stellen wir [...] eine neue Frage, vielleicht aber auch wieder eine

- 
- 5 Oehler sagt, er wäre »auf einmal wieder dreissig Jahre später« (G 81) in die Klosterneuburgerstraße gezogen. *Gehen* erschien 1971. Da es keine Belege im Text gibt, dass die Handlung nicht ebenfalls ungefähr zum Zeitpunkt seines Entstehens spielt, scheint eine Flucht aus dem nach dem Anschluss nationalsozialistischen Österreich der Grund für Oehlers »Amerikaufenthalt« (G 82) gewesen zu sein.
- 6 Interessanterweise findet sich bereits in *Frost* eine ganz ähnliche, wenn auch weitaus explizitere Passage: »Hier ist jeder Stein für mich eine Menschengeschichte«, sagte der Maler. ›[...] Alles, jeder Geruch ist hier an ein Verbrechen gekettet, an eine Mißhandlung, an den Krieg, an irgendeinen infamen Zugriff ... Wenn das auch alles vom Schnee zugedeckt ist.[...] Hunderte und Tausende Geschwüre, die dauernd aufgehen. Stimmen, die fortwährend schreien. Sie können von Glück reden, daß Sie so jung sind und eigentlich ohne Erfahrung. Der Krieg war zu Ende, als Sie zu denken anfingen. Sie wissen vom Krieg nichts. Sie wissen nichts. Und diese Menschen, die alle auf der niedrigsten Stufe stehen, [...] diese Menschen sind alle Kronzeugen der großen Verbrechen.« (F 56, Her vorh. RMA). Auch in *Das Kalkwerk* (1970), das diese markante Begriffspaarung häufig auch in neutraleren Kontexten anführt und nicht in gleichem Maße wie *Gehen* auf die nationalsozialistische Vergangenheit referiert, findet sich eine ähnliche Stelle, die kurz auf die »viele[n] Hunderte und Tausende liegengebliene[n] oder fallengelassene[n] Ideen, aufgegebene[n] Pläne« (Ka 169) überall in Österreich eingeht.

Frage, die wir uns schon einmal gestellt haben und so das ganze Leben lang, bis der Kopf nicht mehr kann. (G 82)

Beide, Karrer und Oehler, können einerseits den euphorisch bejubelten Anschluss an NS-Deutschland, andererseits die Massenauslöschung durch die Nationalsozialisten sowie die Todesfälle durch die alliierten Massenbombardements ab dem 16. Juli 1944 nicht verarbeiten. Während Hollensteiner Selbstmord begeht, führt diese Krise bei Karrer »unweigerlich zu plötzlicher Geistesverrücktheit« (G 13). Die konkrete Manifestation und Diagnose dieses Wahnsinns bleiben im Text jedoch ebenso Leerstellen wie die Ereignisse im Zeitraum zwischen der ›Hosenladen-Episode‹ und Karrers Einlieferung in Steinhof: Karrer befindet sich in einem »Zustand vollkommener Gleichgültigkeit« (G 101), weist also ein emotionales Erstarrungssymptom auf. Dieser Zustand ist Konsequenz der Paradoxie, dass nach allen »moralischen, ideologischen und politischen Blessuren des Dritten Reiches«<sup>7</sup> der Alltag in Österreich oberflächlich weitergeht, überall »erschreckende[n] Künstlichkeit« (G 100) herrscht:

Wie sie deine Mutter zusammengeschlagen haben und wie sie deinen Vater zusammengeschlagen haben, sagt Karrer, sagt Oehler. Diese Hunderte und Tausende von Sommer und Winter festverschlossenen Fenster, sagt Karrer, so Oehler und sagt es so ausweglos wie nur möglich. [...] Dieses Aufschreien und dieses Niederfallen und dieses Schweigen in der Klosterneuburgerstraße, das auf dieses Aufschreien und Niederfallen folgte, so Karrer, sagt Oehler. Und dieser fürchterliche Schmutz! sagt er, als wenn es nichts anderes mehr auf der Welt für ihn gegeben hätte als Schmutz. Gerade die Tatsache, daß in der Klosterneuburgerstraße alles immer so gewesen ist wie es ist und daß man, dachte man daran, immer befürchten mußte, daß es immer dasselbe bleiben wird, so Karrer, sagt Oehler, hatte ihm nach und nach die Klosterneuburgerstraße zu einem unerhörten und unauflösbar Problem gemacht. (G 96f.)

Die gesamte, kurz vor Ende der Erzählung positionierte Passage markiert – ähnlich dem seitenlangen Satz kurz vor Ende von *Holzfällen* (vgl. Hf 318–321) – den Höhepunkt der erzählerischen Klimax von *Gehen*. Inhaltlich wird die Erklärung für Karrers Verhalten umrissen: Die Konfrontation mit dem seit Ende der nationalsozialistischen Herrschaft »in dreißig Jahren zweifellos vergrößerten Schmutz« sorgt bei Karrer und Oehler für eine »immer größere Unruhe« (G 100). Nicht ein mal der Besuch ihrer Stammwirtschaft ist ihnen noch möglich. Die Erinnerung, aber auch die überall mögliche Begegnung mit »diese[n] [...] alten Menschen« (G 95f.), den durch Glück oder Kollaboration Überlebenden, verstärkt Karrers Krise noch weiter. Diese Belastung trägt letztlich zum Kollaps bei.

Auf der Ebene der erzählerischen Inszenierung dieser Klimax fallen vor allem die teils Satz für Satz wechselnden, immer weiter zerfasernden metadiegetischen Erzählebenen auf: Sowohl Scherrer, Karrer, Oehler als auch dem homodiegetischen Erzähler werden Passagen zugeschrieben, wobei Karrers im Präsens abgefasste Schilderungen dominieren. Die Verwendung des Präsens markiert, dass die Ereignisse für Oehler nach wie vor präsent sind und dass er sie immer wieder erlebt. Gleichzeitig suggeriert der Tempuswechsel vom Präsens (z.B. ›du kennst‹) ins Perfekt (z.B. ›hier hast du‹ oder ›wie

<sup>7</sup> Müller-Funk: Kontext, Intertextualität und Übersetzung, S. 148.

sie [...] zusammengeschlagen haben) das Vergehen von Zeit, aber auch das Vergehen von Leben, den Moment des Umschwungs vom aktiv wahrgenommenem Geschehen zur passiv-ohnmächtigen Erinnerung. Auch hier finden sich die für Bernhard-Texte typischen Dichotomien, die in diesem Falle primär genutzt werden, um die Zeit *vor* und *nach* den Pogromen in der Klosterneuburgerstraße zu markieren: Erst gehen die Bewohner der Straße beispielsweise ›einkaufen‹, dann gehen ›sie nicht einkaufen‹ – oder besser: nicht mehr. Diese Menschen werden nicht nur geboren, sie sterben – für Karrer sichtbar – auch in der Klosterneuburgerstraße. Diese Leben bleiben nur erfolglose, zu früh beendete »Versuche (zu leben)« (G 95). Zentral ist in dem Kontext ebenfalls die mehrfach wiederholte Gegenüberstellung von ›Sommer‹ und ›Winter‹, die mit dem Entstehen und Vergehen von Leben assoziiert werden kann. Auch das gewaltsame Sterben dieser Menschen wird über Gegensätze – diesmal sogar mehrschichtige – illustriert: »Dieses Aufschreien und dieses Niederfallen und dieses Schweigen [...], das auf dieses Aufschreien und Niederfallen folgte« (G 96f.). Das akustische ›Aufschreien‹ markiert den letzten Moment vor dem Tod, danach herrscht ›Schweigen‹. Gleichzeitig enthält der Begriff ›Aufschreien‹ auch eine räumlich interpretierbare Komponente, die dem ›Niederfallen‹ gegenübersteht und so diese fatalen, für Karrer lebensverändernden Momente plastisch abbildet. Das Fortwirken dieser Erlebnisse in Karrers Leben wird in den folgenden Passagen sowohl inhaltlich erläutert als auch begrifflich hervorgehoben: So berichtet Karrer beispielsweise vom eigenen ›Aufwachen‹ und ›Einschlafen in der Klosterneuburgerstraße‹ (G 97), also erneut anhand von parallelisierten Gegensatzpaaren, die – wie auch ›Sommer‹ und ›Winter‹ – die Verweise auf Beginn und Ende des Lebens metaphorisch aufrecht erhalten. Weiterhin lässt sich diese zentrale Passage auch losgelöst von den Pogromen auf den ›Anschluss‹ Österreichs beziehen: Das ›Aufschreien‹ kann auch auf das omnipräsente Jubelschreien der österreichischen Bevölkerung über die ›Heimkehr ins Reich‹ bezogen werden. Das ›Niederfallen‹ ist in diesem Kontext als Chiffre für den Kniefall der österreichischen Bevölkerung vor den Nationalsozialisten lesbar. Was nach alldem bleibt, ist letzten Endes das auch in der Österreichischen Unabhängigkeitserklärung verankerte, die Geschichte revidierende ›Schweigen‹ über die Vergangenheit.<sup>8</sup>

**Ebner, Wittgenstein und Sprachkrise.** Das Schicksal der chronologisch und hierarchisch dritten Figur Oehler bleibt (wie das des Erzählers) zu Ende der Erzählung offen: Er ist anders als Hollenstein noch am Leben und kann sich im Gegensatz zum in Stein-hof »wie ein Vieh eingesperrt[en]« (G 63, Hervorh. i. Orig.) Karrer frei bewegen. Dennoch leidet auch er analog zu Karrer an einer tiefgreifenden Sprachkrise: Er kann nur weiterleben, weil er »nicht alles bezeichnen und dadurch niemals *absolut* denken« (G 32) kann und die »Kunst‹ beherrscht, »das Denken genau vor dem tödlichen Augenblick abzubrechen« (G 26): »Hätte ich Verstand, [...] hätte ich ununterbrochen Verstand, [...] hätte ich mich längst umgebracht« (G 15).

Die Ursache für das zwanghafte Gehen der Protagonisten erläutert der Text lediglich über knappe Verweise auf zwei dichotome Konzepte der Philosophie: Ludwig Wittgen-

---

8 Ich danke Ines Gerloff für den Hinweis auf diese Deutungsmöglichkeit.

steins Logik und Ferdinand Ebners damit kollidierende »Dialogik«.<sup>9</sup> – über beide wollen Karrer und Oehler schließlich am Tage sprechen, an dem Karrer ›verrückt wurde‹ (vgl. G 83f.). Die Kombination der sehr selektiven Interpretationen dieser Konzepte macht Oehler, Karrer und den Erzähler erstens zu pervertierten Flaneuren und führt zweitens zu einer allumfassenden Begriffunsicherheit und Sprachlosigkeit.

Die Figur Karrer repräsentiert die übersteigerte Umsetzung von Wittgensteins im *Tractatus logico-philosophicus* entwickeltem Sprachkonzept. Die »Tatsache, daß in der Klosterneuburgerstraße alles immer so gewesen ist«, wie es war, wird für Karrer im Angesicht von Opferthese und Geschichtslüge »zu einem unerhörten und unauflösbar-en Problem« (G 96f.). Immer wieder klaffen offiziell tradierte und erinnerte Realität für Karrer auseinander: Österreich stilisiert sich in seiner Unabhängigkeitserklärung als erstes Opfer des Nationalsozialismus, dessen »hilflos gewordene[m] Volke« der Anschluss an NS-Deutschland »durch militärische kriegsmäßige Besetzung des Landes [...] aufgezwungen worden ist« und das man so »in einen sinn- und aussichtslosen Eroberungskrieg geführt hat, den kein Österreicher jemals gewollt hat, jemals vor-auszusehen oder gutzuheißen instand gesetzt war«<sup>10</sup> – obwohl dieses Volk 1938 zu großen Teilen und mit wehenden Fahnen ›heim ins Reich‹ strebte. Karrer verzweifelt nicht nur an der Frage nach dem ›Wohin‹, sondern auch nach dem ›Warum‹ der Ereignisse, die zur »Bekriegung von Völkern, gegen die kein wahrer Österreicher jemals Gefühle der Feindschaft oder des Hasses gehegt hat«,<sup>11</sup> aber letztlich zur industriell organisierten Menschenvernichtung führten. Hinsichtlich dieser Frage greift Wittgensteins These nicht mehr, dass auf jede nur mögliche Frage auch eine Antwort zu finden sei:<sup>12</sup> Es gibt für Karrer und Oehler nicht die »Lösung des Problems des Lebens«,<sup>13</sup> die Wittgenstein in seinem Traktat postuliert, nur noch ein »unerhörte[s] und unauflösbare[s] Problem« (G 96f.). Im Angesicht der ganz realen nationalsozialistischen Vernichtungsorgien versagt in *Gehen* jede Logik: »Sehen Sie, sagt Oehler, wir können, gleich was für eine Frage, stellen, wir können die Frage nicht beantworten, wenn wir sie *wirklich* beantworten wollen, insoferne [sic] ist überhaupt keine Frage aus der Begriffswelt zu beantworten.« (G 80f.) Oehler klammert sich jedoch weiterhin an seine Selektion der Wittgensteinschen Axiome und Theoreme. Seine Sprachkrise ist somit letzten Endes gewissermaßen wieder logische Konsequenz. Wittgenstein zufolge wäre

<sup>9</sup> Casper, Bernhard: Das dialogische Denken. Eine Untersuchung der religionsphilosophischen Bedeutung Franz Rosenzweigs, Ferdinand Ebners und Martin Bubers, Freiburg/ Basel/ Wien 1967, S. 199.

<sup>10</sup> Österreichische Unabhängigkeitserklärung, Präambel, § 0, inkraftgetreten am 02.05.1945, online: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000204> (abger.: 01.03.2021).

<sup>11</sup> Österreichische Unabhängigkeitserklärung, Präambel, § 0.

<sup>12</sup> Vgl. Satz 6.5: »Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen. [...] Wenn sich eine Frage überhaupt stellen läßt, so kann sie auch beantwortet werden« (Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*, Frankfurt a.M. 1966, S. 114).

<sup>13</sup> Vgl. Satz 6.521: »Die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems.« (Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*, S. 114f.).

[d]ie richtige Methode der Philosophie [...] eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat – und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat.<sup>14</sup>

Einen ganz ähnlichen, wenn auch erneut übersteigerten Gedanken äußert auch Oehler:

Wir sind Mathematiker, sagt Oehler, oder versuchen doch wenigstens immer, Mathematiker zu sein. Wenn wir denken, handelt es sich weniger um Philosophie, sagt Oehler, mehr um Mathematik. Es ist alles eine ungeheuerliche, haben wir sie von Anfang an unterbrechungslos aufgestellt, *ganz einfache Rechnung*. (G 45, Hervorh. i. Orig.)

Die Protagonisten sind jedoch nicht in der Lage, den Fehler in der ›ganz einfachen Rechnung‹, die sie nicht lösen können, zu finden. Sie bleiben der von Ihnen produzierten massiven Wortmenge zum Trotz beim letzten Wittgensteinschen Satz haften: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.«<sup>15</sup>

Ferdinand Ebners Religionsphilosophie zufolge ist dagegen »die Sprache, insofern sie gesprochen wird«<sup>16</sup> überhaupt erst »das, in dem der Mensch und durch das der Mensch Mensch ist«.<sup>17</sup> In gewisser Weise steht diese Konzeption auch in der Nähe der Wittgensteinschen Sprachphilosophie, auch für Ebner ist »[d]er Mensch [...] dadurch gekennzeichnet, daß er alles, was ist, ansprechen kann und aussprechen kann«<sup>18</sup> und dadurch die wahrgenommene Welt in »ein in sich gegliedertes Ganzes«<sup>19</sup> sublimieren kann. Zweck der Sprache sei das Gespräch, der Dialog mit anderen Menschen und in Konsequenz dessen auch mit Gott. Zweck des Gesprächs dagegen sei die Ich-Werdung des Menschen.<sup>20</sup> Ferdinand Ebners Kombination aus Sprach- und Religionsphilosophie wird im Alltag der Bernhard'schen Protagonisten in eine sekuläre Theorie des absoluten Denkens und Sprechens gewendet: der soziale Dialog bleibt das Mittel der Selbstvergegenwärtigung, das ritualisierte, gemeinsame Gehen somit Ausdruck des Selbsterhalts.

Diese selektiven Interpretationen von Wittgensteins Logik und Ebners »Dialogik«<sup>21</sup> lassen sich nur schwer miteinander in Einklang bringen, was zu einer allumfassenden Begriffsverwirrung und Sprachlosigkeit führt. Dies schlägt sich auch im Text nieder: Wenn sich das Schicksal von »Hunderte[n] und Tausende[n]« (G 82) von Menschen nicht in Worte fassen lässt, sind auch alle anderen Begriffe unnütz; alle verwendeten sprachlichen Bezeichnungen bleiben letztlich nur »Gebrauchsbummel oder [...] Hilfsbegriffe« (G 91; vgl. 15f.). Umgekehrt führt dies zu einer zwanghaft wirkenden sprachlichen

14 Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus, S. 115.

15 Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus, S. 115.

16 Casper: Das dialogische Denken, S. 201.

17 Casper: Das dialogische Denken, S. 204.

18 Casper: Das dialogische Denken, S. 204.

19 Casper: Das dialogische Denken, S. 205.

20 Vgl. Casper: Das dialogische Denken, S. 212–214.

21 Casper: Das dialogische Denken, S. 199.

Überdeterminierung, den bernhardtypischen syntaktischen Schleifen und Reformulierungen, ohne dass diese jedoch zu Begriffsschärfe führen würden – ganz im Gegenteil: Für die Figuren bleibt »alles nur [...] ein Sogenanntes« (G 75). Den Leser:innen liefern die Wiederholungen auf der Ebene der *histoire* zunächst keine zusätzlichen, sondern nur redundante Informationen: »So bewegt sich der Text retardierend von Satz zu Satz, ohne wesentlich neue Informationen zu liefern.<sup>22</sup> Auch die eigentlichen Objekte der Reflexion verändern sich im Fortgang des Textes entweder ineinanderfließend oder sprunghaft, Oehler und der Erzähler äußern ihre Ansichten in einer teils an einen *stream of consciousness* erinnernden Abfolge, einzelne Begriffe tauchen teils wiederholt und mit varierten Bedeutungen auf, werden relativiert, tautologisiert, erst miteinander enggeführt und dann gegeneinander gesperrt oder gänzlich ad absurdum geführt.

Dass der »Augenblick der endgültigen Grenzüberschreitung nach Steinhof und das heißt in endgültiges Verrücktsein« (G 25) gerade im rustenschacherschen Hosenladen eintritt, wirkt auf den ersten Blick zwar komisch, ist allerdings ebenfalls ein Symptom der Sprachkrise: Selbst in einer trivialen Handlung – dem Kaufen von Hosen – äußert sich für Karrer das unlösbare Auseinanderklaffen von Bezeichnetem und Bezeichnendem. Rustenschachers »sogenannte[] neue[] Hosen« weisen für Karrer »unübersehbare[] schütttere[] Stellen« (G 54) auf, sind für ihn »tschechoslowakische Ausschußware«, werden aber vom Verkäufer ausdrücklich als »erstklassigste englische[] Stoffe« (G 56) bezeichnet und im Hintergrund unablässig von Rustenschacher etikettiert. Für den Hosenhändler ist dies lediglich ein Trick zur Steuerersparnis (vgl. G 59), für den labilen Karrer aber eine unerträgliche Folge von fehlgeschlagenen oder gar absichtlich falschen deklarativen, illokutionären Akten.<sup>23</sup>

Andererseits stehen das gemeinsam-dialogische Gehen und mathematisch-logische Denken für Oehler, Karrer und den Erzähler »in einem ununterbrochenen Vertrauensverhältnis zueinander« (G 86). Durch diese Anlehnung der Figurenkonzeption an den literarischen Typus des Flaneurs<sup>24</sup> wird das intertextuelle Bezugsfeld der Erzählung erweitert: »Der Flaneur beschreitet einen Weg, der in die Vergangenheit führt, wobei die Gegenwart von Straßen und Häusern darüber entscheidet, welche vergessenen Räume sich ihm öffnen.<sup>25</sup> So auch bei Bernhard: Karrer und seine Begleiter bewegen sich durch die Großstadt Wien, die als Ort der Reflexion instrumentalisiert wird. Beim gemeinsamen Gehen »kommt mit der Körperbewegung die Geistesbewegung« (G 88), die Wahl der jeweiligen »Stehstelle« macht sie gar zur »Denkstelle« (G 76, Hervorh. i. Orig.), auch bei ihnen bringt »das Flanieren, dieses rauschhafte Gehen, [...] längst vergessenes hervor«.<sup>26</sup> Bernhard führt diese Figuration jedoch ad absurdum; bei Karrer, Oehler und dem Erzähler handelt es sich letztlich um pervertierte Flaneure: Flaneure geben sich dem »Me-

<sup>22</sup> Weymann: Eine Frage des Rhythmus und des Klangs?, S. 206.

<sup>23</sup> Vgl. auch die zu einem ähnlichen Schluss kommende Interpretation von Weymann: Eine Frage des Rhythmus und des Klangs?, S. 215.

<sup>24</sup> Vgl. Opitz, Michael: Literaturkritik, in: Lindner, Burkhardt (Hrsg.): Benjamin Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart/ Weimar 2011, S. 311–332, hier S. 321f.

<sup>25</sup> Opitz: Literaturkritik, S. 322. Vgl. zur Funktion des Gehens bei Bernhard und intertextuellen Bezügen auch Simons, Oliver: »In die entgegengesetzte Richtung«. Thomas Bernhards Poetik des Gehens, in: Gegenwartsliteratur 13 (2014), S. 137–158.

<sup>26</sup> Opitz: Literaturkritik, S. 322.

morieren im Schlendern«,<sup>27</sup> dem intellektuell-nostalgischen Müßiggang ohne Verpflichtung<sup>28</sup> hin. Die Straßen der Stadt sind »die Wohnung des ewig unruhigen, ewig bewegten Wesens, das zwischen Hausmauern soviel erlebt, erfährt, erkennt und ersinnt, wie das Individuum im Schutze seiner vier Wände«.<sup>29</sup> Die Protagonisten aus *Gehen* sind traumatisch fixiert, machen sich durch ihre Spaziergänge selbst zu Getriebenen und werden mit den immergleichen negativen Erinnerungen konfrontiert. Ihr unergiebiges, zirkuläres Denken manifestiert sich stattdessen in perpetuierten, zeitlich und örtlich und sogar hinsichtlich der Kleiderordnung akribisch geplanten Spaziergängen (vgl. G 7–10) hin zu »einer bestimmten Steh- und Denkstelle« (G 76, Hervorh. i. Orig.): »Mittwoch immer in die eine (in die östliche) Richtung«, »Montag in die westliche« (G 7). Gehen und Denken – und Sprechen – fließen in der Manie der Protagonisten fast »zu einem einzigen totalen Vorgang« (G 84) zusammen, der immer wieder wiederholt wird. Das Flanieren wird zu einem leeren Ritual, das auch in seiner endlosen Wiederholung keine Lösung generiert, was sich auch sprachlich manifestiert: »Es entstehen lange Schachtelsätze, die komplex wirken, dabei häufig jedoch Plättitüden oder [...] auch Unsinn behaupten.«<sup>30</sup> Auch körperliche und geistige Erschöpfung der Figuren gehen letzten Endes Hand in Hand: Das »Gehen und [...] Denken, das eine aus dem andern« wird Karrer und Oehler mit dem Fortschreiten ihres ritualisierten Spazierens »zu einer unglaublichen, bei nahe nicht mehr aushaltbaren Nervenanspannung« (G 83f.). Die Protagonisten wandeln im übertragenen wie im wörtlichen Sinne auf bereits längst ausgetretenen Pfaden, die sie nur durch den Verlust ihrer räumlichen Beweglichkeit durch Internierung im Irrenhaus oder Selbstmord verlassen können. Auch dies schlägt sich in der Sprache der Figuren nieder, die in ihrem »scheinbare[n] Bemühen um sprachliche Exaktheit«<sup>31</sup> ebenso durchorganisiert und überdeterminiert, aber eben auch zirkulär, rekursiv und ergebnislos ist. Wie die permanent wiederholten, aber ziellosen ›Gedanken-Gänge‹ der Figuren gerät auch die Sprache in der »ununterbrochene[n] Folge von Denkvorgängen« (G 76) in einen »semantischen Leerlauf«.<sup>32</sup> Bernhards *Gehen* konstituiert sich aus den tautologischen Denkschleifen seiner Protagonisten, die sich monoman mit den immer gleichen Gedankenfiguren beschäftigen, dabei die Bedeutung der Redehalte auflösen und eine Sinnstiftung untergraben.<sup>33</sup> Doch schlussendlich ist ohnehin »alles, was gedacht wird [...] überflüssig« (G 10), auch das Denken selbst ist durch die Unlösbarkeit der Probleme der Kriegsgeneration eine »vollkommene Sinnlosigkeit« (G 46). Schließlich han-

27 Benjamin, Walter: Die Wiederkehr des Flaneurs, in: ders.: Gesammelte Schriften III, hrsg. v. Hella Tiedemann-Bartels, Frankfurt a.M. 1991, S. 194–199, hier S. 194; vgl. ebenfalls das Kapitel *Der Flaneur* in ders.: Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, in: ders.: Gesammelte Schriften I, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1991, S. 509–690, hier S. 537–569.

28 Vgl. Gebhardt, Winfried/ Hitzler, Ronald/ Schnettler, Bernt: Unterwegs-Sein, in: dies. (Hrsg.): Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart, Wiesbaden 2006, S. 9–20, hier S. 11.

29 Benjamin: Die Wiederkehr des Flaneurs, S. 196.

30 Weymann: Eine Frage des Rhythmus und des Klangs?, S. 207.

31 Weymann: Eine Frage des Rhythmus und des Klangs?, S. 207.

32 Weymann: Eine Frage des Rhythmus und des Klangs?, S. 201.

33 Weymann: Eine Frage des Rhythmus und des Klangs?, S. 201.

delt es sich auch dem Titel des Textes nach nicht um ein Werk über das intellektuell aufgeladene, über die umgebende Welt der frühen Großstadt und ihre Menschen sinnierende Flanieren – dessen eine Komponente, das Nachdenken und Reflektieren, ist im Wien der Nachkriegszeit nicht mehr möglich, übrig bleibt lediglich das endlose Gehen.



## I.2. Barbi Marković: *Ausgehen* (2009)

---

2009 erschien bei Suhrkamp ein Text, der im Kontext dieser Arbeit in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist: Barbara Markovićs *Ausgehen* gehört erstens im breiten Spektrum der Bernhard-Hypertexte zu denjenigen Werken, die den Bezug zu ihrem Prätexz nicht auf Basis von vereinzelten Referenzen oder bernhardesken Stilzitaten oder -Imitationen herstellen. Bereits der Titel *Ausgehen* macht ansatzweise deutlich, dass es sich hierbei um eine »radikale Umschrift«,<sup>1</sup> um eine Transformation von Bernhards Erzählung *Ge-hen* (1971) handelt. Zweitens ist *Ausgehen* in gewisser Weise eine ›Mehrfachübersetzung‹: Bei der vorliegenden deutschen Ausgabe handelt es sich um eine von Mascha Dabić besorgte Übersetzung, die auf dem von Marković in serbischer Sprache verfassten Originaltext *Izlaženje* aus dem Jahre 2006 basiert. Grundlage für diesen Text wiederum war ursprünglich der Versuch der Autorin, Bernhards Text ins Serbische zu übertragen.<sup>2</sup> *Ausgehen* ist somit das Ergebnis einer Kette von mehreren Übersetzungs- und Transformationsprozessen, wobei Dabićs Übersetzung durch den mehrfachen Sprachwechsel paradoxerweise ›näher‹ am ›Original‹ ist als der ursprüngliche serbische Transformations-text.

Die Hybridität des Textes wird bereits vor Beginn der eigentlichen Erzählung aufs deutlichste hervorgehoben: So »programmiert« Marković »den intertextuellen Modus der Verknüpfung«<sup>3</sup> der beiden Texte bereits auf der ersten Seite des Textes und stellt *Ausgehen* zwei kurze Textstücke voran. Sie dienen als programmatiche Leseanleitung, die das Transformationskonzept »bewusst metatextuell offenlegt«<sup>4</sup> und die Leser:innen auf das Verhältnis verweist, in dem Prätexz und Transform stehen (vgl. Abb. 3).

---

1 Simonek: Remix, S. 170.

2 Vgl. Müller-Funk: Kontext, Intertextualität und Übersetzung, S. 147.

3 Simonek: Remix, S. 172.

4 Simonek: Remix, S. 175.